

„In meinem Gott überspringe ich Mauern.“  
Zur gesellschaftsverändernden Kraft des Gebets –  
Leipziger Revolutionserfahrungen

EBERHARD TIEFENSEE

Was war das eigentlich – „Wende“, „Wandel“ oder „Revolution“? Die ökonomischen, politischen und sozialen Wechselbeziehungen auf allen Ebenen sind zu komplex, um sie nachträglich in klare Kausalverhältnisse aufzulösen. Zwar waren die Akteure Wesen aus Fleisch und Blut mit eigener Entscheidungsfähigkeit, doch bleiben Fragen offen. Die Gorbatschow zugeschriebene Sentenz: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“, verweist in marxistischer Manier auf die alles richtende, übergreifende Gesetzmäßigkeit der Geschichte, lässt aber deren konkrete Gestalt unbestimmt: Wer hat 1989 wen bestraft? Waren diejenigen Subjekt der Wende, die mit dem Ruf „Wir sind das Volk“<sup>2</sup> zum zwischenzeitlichen Hauptakteur der gesellschaftlichen Veränderung wurden, bis sie über die Runden Tische und die Volkskammerwahl von 1990 die Hegemonie wieder an die professionellen Politiker abtraten? Aber wie ist dann der vielstimmige Ruf „Wahnsinn!“ der auf der Berliner Mauer Tanzenden zu interpretieren, wenn nicht als Ausdruck einer Überraschungserfahrung derjenigen, die

---

<sup>1</sup> Waren die Ereignisse von 1989/90 in der DDR ein Zusammenbruch, eine bloße „Wende“ oder eine echte Revolution? Vgl. hierzu ausführlich *H. Zwahr*, Die Revolution in der DDR 1989/90 – eine Zwischenbilanz (zitiert: „Revolution“), in: *Die politische „Wende“ 1989/90 in Sachsen. Rückblick und Zwischenbilanz*, hrsg. v. A. Fischer/G. Heydemann, Weimar/Köln/Wien 1995, 206-231. Der Leipziger Historiker plädiert dafür, von einer Revolution zu sprechen.

<sup>2</sup> Der Ruf tauchte erstmalig beim „Wunder von Leipzig“ am 9. 10. 1989 auf. Vgl. *H. Zwahr*, Ende einer Selbsterstörung. Leipzig und die Revolution in der DDR (zitiert: Ende), Göttingen 1993, 79-102, bes. 185 Anm. 3. Der Ruf „Wir sind ein Volk“ erscholl erst nach der Maueröffnung am 9. November.

Geschichte bisher als gesetzmäßig gelenkte zu sehen gelernt hatten und für die deshalb die Maueröffnung wie der Einbruch einer anderen Dimension erschien? Timothy Garton Ash z.B. äußerte unter dem unmittelbaren Eindruck der Prager *Samtenen Revolution*: Jeden beschlich das Gefühl, „es müsse noch eine andere, irrationale Kraft am Werk gewesen sein. Hegels ‚Weltgeist‘, meinten einige. Agnes von Böhmen“, sagten andere. „Die ganze Welt bewegt sich von der Diktatur zur Demokratie“, sagte ein Dritter in einem Zeitungsinterview. Wie man diese irrationale Kraft beschreiben möchte, bleibt der eigenen Wahl überlassen – ich halte mich an die Engel. Wenn aber Engel am Werk waren, so waren es auch die Teufel.“<sup>4</sup> Von Wundern ist zwar selbst in kirchenfernen Sprachspielen die Rede, trotzdem ist es der Aufmerksamkeit wert, wenn der Terminus mehr als beiläufig vorkommt: „Wunder vom Kaukasus“ nennt sogar der Atheist Nikolai Portugalow, damals Gorbatschows Berater, die Verhandlungen zur Wiedervereinigung, und auch der kritische Forschungsblick stößt immer wieder auf Punkte, die wie der Verlauf des 9. Oktober, genannt das „*Wunder von Leipzig*“, allen nachträglichen Kausal-erklärungen trotzen. Sieht man die Terminologie als zweitrangig an, könnte sogar der Ruf „Wahnsinn“ als säkularisierte Version der Wunderrede gelten. Sie kulminiert in Václav Havels Begrüßungsrede vom April 1990: „Ich weiß nicht, ob ich weiß, was ein Wunder ist. Trotzdem wage ich zu sagen, dass ich in diesem Augenblick ein Wunder erlebe: Ein Mann, der noch vor sechs Monaten als Feind des Staates verhaftet wurde, begrüßt heute als dessen Präsident den Papst.“<sup>5</sup>

---

<sup>3</sup> Eine Anspielung auf die Seligsprechung der Agnes von Böhmen am 12. 11. 1989 in Rom durch Papst Johannes Paul II. Sie habe, so erzählten mir Prager, für die Zeit nach ihrer Seligsprechung Wunder vorausgesagt.

<sup>4</sup> T. G. Ash, Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980-1990, München/Wien 1990, 448.

<sup>5</sup> „Eine Erneuerung für Europa. Papst Johannes Paul II. besuchte die Tschechoslowakei“: in: L' Osservatore Romano. Wochenausgabe in deutscher Sprache, 20. Jg., 27. April 1990, 1.

Ich versuche, eine nüchterne Betrachtung der Rolle der Friedensgebete<sup>6</sup> in der „Wende“ von 1989 zu geben. Neben der Schwierigkeit einer adäquaten Rekonstruktion der Erfahrungen von damals beinhaltet das Thema eine weitere: die kühne These, das Gebet habe eine gesellschaftsverändernde Kraft.<sup>7</sup> Meine Ausführungen umfassen vier Teile: (1.) einen Überblick über die Geschichte der Leipziger Friedensgebete; (2.) eine Betrachtung der Frage, ob es sich wirklich um Friedensgebete gehandelt hat; (3.) dasselbe hinsichtlich der Frage, ob es wirklich Friedensgebete waren; ich schließe (4.) mit Hinweisen zu deren möglicher mauerüberwindender Kraft.

### 1. Zur Geschichte der Friedensgebete – Vier Phasen

*Die Phase intimer Andacht:* Seit 1980 gibt es im Bereich der evangelischen Kirche um den Buß- und Bettag herum im

---

<sup>6</sup> Materialsammlungen: *H.-J. Sievers*, Stundenbuch einer deutschen Revolution. Die Leipziger Kirchen im Oktober 1989, Zollikon / Göttingen 1990; *Dona nobis pacem*. Herbst '89 in Leipzig. Friedensgebete, Predigten und Fürbitten, hrsg. v. G. Hanisch / G. Hänisch / F. Magirus / J. Richter, Leipzig 1996; *Freunde und Feinde*. Friedensgebete in Leipzig zwischen 1981 und dem 9. Oktober 1989, hrsg. v. Ch. Dietrich/ U. Schwabe im Auftrag des Archiv Bürgerbewegung e.V. (zitiert: *Freunde und Feinde*), Leipzig, 1994; *Untersuchungen zu den Friedensgebeten und den Montagsdemonstrationen: Leipzig im Oktober. Kirchen und alternative Gruppen im Umbruch der DDR. Analysen zur Wende*, hrsg. v. W.-J. Grabner/Ch. Heinze/D. Pollack, Berlin 1990; *K.-D. Opp/P. Voß/Ch. Gern*, Die volkseigene Revolution, Stuttgart 1993; *Ch. Dietrich*, „Fallstudie Leipzig 1987-1989. Die politisch-alternativen Gruppen in Leipzig vor der Revolution“, in: *Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“* (12. Wahlperiode des Bundestages)(zitiert: *Materialien*), hrsg. v. Deutschen Bundestag, Frankfurt am Main 1995; - Zu anderen Städten vgl. die Literaturangaben bei *H. Zwahr*, „Die Revolution“, 205-236, bes. 236 Anm. 100.

<sup>7</sup> Dieser Aufsatz ist die stark gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten auf einer Studientagung 1996 in Nothgottes/Rüdesheim. Der Tagungsband „Beten. Sprache des Glaubens – Seele des Gottesdienstes“, hg v. H. Becker und U. Willers, soll im kommenden Jahr im Francke-Verlag Tübingen erscheinen. Ein ungekürzter Vorabdruck unter dem Titel „Die Friedensgebete in Leipzig und die Wende 1989“ ist im Heft 3 des Liturgischen Jahrbuchs 1999 zu erwarten.

November die Friedensdekade, die landesweit Christen aller Konfessionen zehn Tage und zuweilen auch Nächte lang zu gemeinsamen Gottesdiensten und Aktionen vereinigt. Eine ihrer zentralen Aussagen war das staatsprovozierende Prophetenwort „Schwerter zu Pflugscharen“. Darüber hinaus waren Friedens- und Umweltseminare sowie Gedenktage mit Gottesdiensten verbunden, die oft Hunderte von zumeist jugendlichen Teilnehmern zusammenführten und nicht selten politisch-demonstrativen Charakter annahmen, so z.B. die regelmäßig am Abend des 13. Februar in Dresden sich dem Gedenkgottesdienst für die Bombenopfer von 1945 in der evangelischen Kreuzkirche bzw. katholischen Hofkirche anschließenden Versammlungen vor der zerstörten Frauenkirche. Sie waren auch der Anlass zur „Erfindung“ der Kerzendemonstrationen. Von besonderer Bedeutung war der Gedenkgottesdienst von 1986: Von ihm ging auf Initiative des evangelischen Superintendenten Christof Ziemer und des katholischen Pfarrers Wolfgang Luckhaupt vom Dresdner Stadtökumenekreis der Impuls zu einer DDR-eigenen „Ökumenischen Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ aus. Sie fand dann in drei Teilen 1988/89 in Dresden und Magdeburg statt und bestimmte die „Wende“ in der DDR maßgeblich mit.<sup>8</sup>

Nach der Friedensdekade 1981 kam – wie in anderen Städten<sup>9</sup> – auch in Leipzig die Idee eines nun regelmäßigen Friedensgebetes auf. Anlass war die durch die Stationierung von

---

<sup>8</sup> Vgl. *H. Kirchner*, „Die Freikirchen und Religionsgemeinschaften in der DDR in ihrer Zusammenarbeit in der AGCK und in ihrem Verhältnis zum SED-Staat“, in: *Materialien VI 950-996*. 964ff.

<sup>9</sup> Vgl. zu Erfurt: Vgl. *P. Köst/F. Domaschke/A. Kunert*, „Vor Gott um Frieden ringen. Aspekte des Erfurter Friedensgebetes“, in: *Geist und Leben* 63 (1990), 118-123, sowie *K. Felereis*, „Weltanschauliche Strukturen in der DDR und die Folgen für die Existenz der katholischen Christen“, in: *Materialien VI 583-614*. 610f. In der Erfurter katholischen St. Lorenz-Kirche begannen die Friedensgebete aus Anlass der Einführung des Wehrkundeunterrichts in den Schulen der DDR schon im Dezember 1978. Zwickau begann mit solchen Gebeten Ende 1981. Die ökumenisch getragene Veranstaltung fand immer mittwochs zur Mittagszeit im evangelischen Zwickauer Dom statt. Der Zeitpunkt war bewusst gewählt: Jeden Mittwoch erfolgte 13.00 Uhr ein probeweiser Sirenenalarm in der gesamten DDR.

Mittelstreckenraketen beiderseits der Ost-West-Grenze eskalierende Bedrohung. Ziel sollte sein, „sich einmal wöchentlich zu Liedern, Informationsaustausch und Gebet an einem öffentlichen Ort zu treffen“<sup>10</sup>. Ab dem 13. 9. 1982 fand jeden Montag um 17.00 Uhr in der Nikolaikirche im Stadtzentrum ein von verschiedenen Gruppen und Gemeinden gestalteter Gottesdienst statt, der nur während der Sommerferien unterbrochen wurde und an dem auch Katholiken beteiligt waren. Außerhalb der Hoch-Zeiten der Friedensdekade mit manchmal über 1.000 Beteiligten zählten die Friedensgebete zuweilen sogar nur 5 Teilnehmer. Ab Sommer 1985 setzte deshalb eine intensivere Werbung in den Leipziger Kirchgemeinden ein. Aber mehr als 30 Teilnehmer kamen selten zusammen. Da es zumeist Christen waren, kann zurecht von einer Phase intimer Andacht gesprochen werden.

*Die Phase der Gruppentreffen:* Mitte der 80er Jahre begannen sich die verschiedenen politisch-alternativen Gruppen in der DDR zunehmend zu vernetzen. Nach der Friedensdekade 1986 schlug Christoph Wonneberger, ein in der Friedensbewegung stark engagierter evangelischer Leipziger Pfarrer, vor, die Friedensgebete zu einem Ort stärkerer Kommunikation zwischen derartigen Gruppen zu machen und dabei zugleich die bisherigen Träger zu entlasten. Spätestens hier zeigt sich, wie sehr die Friedensgebete von der äußeren gesellschaftlichen Entwicklung mitbestimmt waren. Wonneberger übernahm die Koordination und deklarierte die Friedensgebete ab dem 2. 2. 1987 zu einem gemeinsamen Unternehmen der „Leipziger Arbeitsgruppen für FRIEDEN – UMWELT – GERECHTIGKEIT“ mit anschließender Gesprächsmöglichkeit; sie seien zugleich ein „Angebot auch für die Gemeinden Leipzigs, diese drei wichtigen Problemfelder nicht aus dem Auge zu lassen“<sup>11</sup>.

---

<sup>10</sup> Freunde und Feinde, 508.

<sup>11</sup> Vgl. das Plakat an der Nikolaikirche, reproduziert bei: Ch. Dietrich, „Der Protest formiert sich ... Zur Entwicklung der Opposition in den 80er Jahren“, in: Zum Herbst '89. Demokratische Bewegung in der DDR. Begleitbuch zur Ausstellung, hrsg. v. B. Lindner unter Mitarbeit von M. Leyh/U. Schwabe/A. Stuth/K. Teichmann, Leipzig 1994, 48.

Diese Phase mündete sehr schnell in die wohl kritischste Phase der Friedensgebete als eines gesellschaftlichen Diskussionsforums, nachdem es im Zusammenhang mit der jährlichen, staatlich organisierten Luxemburg-Liebknecht-Demonstration in Berlin am 17. 1. 1988 zu Verhaftungen gekommen war. Zunehmend strömten nun Leute hinzu, welche die DDR verlassen wollten und die außerhalb der Friedensgebete keine vom Staat geduldete Möglichkeit des Zusammentreffens sahen. Die Teilnehmerzahlen bewegten sich ab jetzt durchgängig im Bereich dreistelliger Zahlen<sup>12</sup>, doch differierten die Zusammensetzung und die Zielstellungen der Beteiligten und demzufolge auch die Gestaltung so stark, dass um den Sommer 1988 herum die Kirchenleitungen aus Sorge um den liturgischen Charakter der Veranstaltung einschritten, bis ein tragfähiger Kompromiss ausgehandelt wurde. Auf diese Krise wird noch zurückzukommen sein. Nachdem es schon zuvor immer wieder von den Friedensgebeten ausgehend kleinere Demonstrationen gegeben hatte, kam es nun ab Herbst 1988 fast regelmäßig zu größeren Schweigemärschen und anderen Demonstrationen in der Leipziger Innenstadt, mittels derer vor allem diejenigen, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten, ihrem Anliegen Nachdruck verleihen wollten. Mit dem 8. 5. 1989, dem Tag nach den gefälschten Kommunalwahlen, begann der direkte Polizeidruck auf die Nikolaikirche.<sup>13</sup>

*Die Phase der Massendemonstrationen:* Die Phase, in der die Friedensgebete zum Ausgangspunkt der Montagsdemonstrationen wurden, löste am 25. 9. 1989 die Staatsmacht ungewollt selbst aus, als die Polizei die Demonstranten aus dem Innenstadtbereich auf den nahen Karl-Marx-Platz abdrängte und damit infolge der Größe des Platzes die Kontrolle über den weiteren Verlauf verlor. Nach diesem ersten Marsch auf

---

<sup>12</sup> Teilnehmerzahlen verzeichnet: Freunde und Feinde, 487: Für 1988: 900 (14. 3.), 700 (5. 9.), 800 (24. 10.), 700 (9. 11.) – für 1989: 650 (13. 3.), 700 (8. 5.), 450 (22. 5.), 1.000 (5. 6.), 600 (12. 6.), 650 (19. 6.), 650 (26. 6.), 800 (3. 7.).

<sup>13</sup> Besonders durch Installation von Überwachungskameras und zuweilen massivem Polizeieinsatz auf dem Nikolaikirchplatz.

der Ringstraße mit einigen Tausend Demonstranten fanden mit nur zwei Unterbrechungen um Weihnachten und Neujahr herum bis zur ersten freien Volkskammerwahl am 18. 3. 1990 insgesamt 23 Montagsdemonstrationen statt, an denen pro Montag zeitweise mehrere hunderttausend Menschen teilnahmen.<sup>14</sup> Durch die endgültige ungarische Grenzöffnung am 10. 9. 1989 verlagerte sich der aktive Kern der Demonstranten wie auch der Friedensgebet-Teilnehmer von denen, die um ihre Ausreise kämpften, auf diejenigen, die eine gesellschaftliche Veränderung im Lande wollten. Die Teilnehmerzahlen explodierten, so dass die Friedensgebete ab dem 2. 10. parallel in bis zu sechs großen Kirchen, davon einer evangelisch-reformierten und einer katholischen, stattfanden.<sup>15</sup> Die entscheidende Montagsdemonstration war die dritte am 9. 10., bei der die Staatsmacht vor den friedlichen Demonstranten faktisch kapitulierte – das „Wunder von Leipzig“. Ab Oktober 1989 begannen wöchentliche Friedensgebete auch in den Städten, wo diese Tradition bisher nicht praktiziert wurde. Seit dem 12.

<sup>14</sup> Die Daten der Ringdemonstrationen mit den relativ gesicherten Teilnehmerzahlen (in Tausend): nach *K.-H. Opp* u.a. (Hgg.), *Die volkseigene Revolution*, 46: 25. 9. (5); 2. 10. (20); 9. 10. „Wunder von Leipzig“ (70); 16. 10. (120); 23. 10.; 30. 10. (je 250); 6. 11. (450, s. dazu unten) (danach Maueröffnung am 9.11.); 13. 11.; 20. 11.; 27. 11. (je 200); 4. 12.; 11. 12. (je 150); 18. 12. (als Schweigemarsch zum Gedenken an die Opfer des Stalinismus) (200); 8. 1.; 15. 1.; 22. 1.; 29. 1.; 5. 2.; 12. 2.; 19. 2.; 26. 2.; 5. 3.; 12. 3. (jeweils keine Angaben, sie liegen aber weit unter denen von 1989). Die Teilnehmer kamen natürlich nicht alle aus der Halbmillionenstadt Leipzig, sondern reisten teilweise über große Strecken an. Die Zahl von 450.000 Teilnehmern an der Montagsdemonstration vor der Maueröffnung dürfte zu hoch angesetzt sein, 320.000 sind realistischer.

<sup>15</sup> Die Kirchen außer der Nikolaikirche: evangelische Thomas-, Michaelis- (beide ab 9. 10.), Petrikerche (ab 16. 10), evangelisch-reformierte Kirche (schon ab 2. 10.), katholische Propsteikirche St. Trinitatis (ab 23.10.). Alle genannten Kirchen liegen im Zentrum oder in Zentrumsnähe. Allerdings gibt Freunde und Feinde, 542f., schon für den 9. 10. fünf nicht näher spezialisierte Kirchen an, was damit zusammenhängen kann, dass auch in hier nicht genannten kleineren Kirchen Gottesdienste stattgefunden haben. Die relativ weit vom Zentrum entfernte Propsteikirche war schon Ende 1987 während Orgel-Restaurationsarbeiten in der Nikolaikirche kurzzeitig Ort des Friedensgebetes. Die Gesamtteilnehmerzahl dürfte manches Mal über 10.000 pro Montag gelegen haben – angesichts der Zahl der Demonstranten jedoch eine relativ kleine Gruppe.

3. 1990, dem letzten Demonstrationstag in Leipzig, haben die Friedensgebete im wesentlichen wieder den Stand von vor 1988 erreicht.

## *2. Waren es Friedensgebete? – Die Krise des Sommers 1988*

Für die ersten Phasen der Friedensgebete kann man diese Frage wohl einschränkungslos bejahen. Aber besonders seitdem sich zunehmend nichtkirchliche Gruppen sowohl aufseiten der Ausgestaltenden als auch der Teilnehmer beteiligten, war der liturgische Charakter der Friedensgebete umstritten. Im Mai 1988 erhielt der Pfarrer der Nikolaikirche einen anonymen Brief eines Ausreise-Kandidaten: „(W)ir sind keine oder nur halbherzige Christen, ... können auch nicht in Anspruch nehmen, überzeugte Atheisten genannt zu werden. Für Probleme dieser Art hatten wir in der Vergangenheit wenig Zeit übrig. Wir haben uns nach den ‚Berliner Ereignissen‘ ... in das Leipziger Friedensgebet ... ‚eingeschlichen‘, in der Hoffnung, von gleichen oder ähnlichen Ereignissen mit aus diesem Land herausgespült zu werden. Wir sind aber Feiglinge, kleinbürgerliche Opportunisten, die selbst in der letzten Phase der Auseinandersetzung mit diesem Staat vorsichtig sind. Wir wollen nichts riskieren, wir wollen nur in der Nähe sein, wenn durch andere etwas passiert. Und so sitzen wir jeden Montag in der Nikolaikirche und hoffen auf die Anderen (sic!), die ‚Hierbleiber‘, dass diese mit Staat und Gesellschaft ins Gericht gehen, beklatschen kindisch jede Äußerung, die uns ‚gewagt‘ erscheint und kommen uns dabei vor wie Verschwörer. Wir staunen über Wortgewalt und kritische Schärfe, belächeln stumm jene Träumer, die sich um Ausgewogenheit bemühen, und bedauern die, die glauben, in diesem materiell und staatsmoralisch verwahrlosten Land noch etwas ändern zu können und denken stets nur das Eine: fort, fort, fort. ... (W)ir haben zwei Farbfernseher und waren mehrfach in Ungarn und Bulgarien. Wir haben eine Datsche, einen Arbeitsplatz auf Rentnerbasis und ein hübsches Konto. ... Und nun



sitzen wir hier unter dem Kreuz, erneut auf dem Wege zu einem Optimum. Doch wir haben uns verrechnet. Uns kommen Zweifel. Wird unser Opportunismus, unser Zögern bestraft? Können wir das sinkende Schiff nicht mehr rechtzeitig verlassen? Haben sich alle gegen uns verschworen? ... Wir, die Macher, die Musterbeispiele der Anpassung des Individuums an die gesellschaftlichen Verhältnisse, sind am Ende. ... Unser Opportunismus ist nicht mehr gefragt. Wir brauchen einfach nur Hilfe. Wir sind nun bereit, sogar über Jesus Christus und dessen Art zu helfen nachzudenken. Wir wollen uns trösten lassen. Sehr geehrter Herr Pfarrer Führer! Wir brauchen diesen Montag, auch wenn diese Andacht und die Kirche solche Art von Gästen eigentlich nicht verdient haben. Wir brauchen die wenigen Geistlichen, die ohne Rücksicht auf religiöse Logik und ohne Rücksicht auf kirchliche Gepflogenheiten zu uns stehen. Wir möchten bei Ihnen weiter Gastrecht genießen und sind Ihnen dafür sehr dankbar.“<sup>16</sup>

Der drohende Konflikt war hier deutlich vorgezeichnet. Mit der Anordnung: „Die Nikolaigemeinde übernimmt nach der Sommerpause Durchführung und Verkündigung der Friedensgebete selbst“<sup>17</sup>, zog der zuständige Superintendent Friedrich Magirius am 15. 8. 1988 die Konsequenz daraus, dass sich die Veranstaltung in den Konflikten zwischen Ausreisewilligen, Reformgruppen und kirchenamtlichen Stellen zu zerreiben begann. Die von den Basisgruppen praktizierte politische Konkretion biblischer Aussagen wurde zunehmend problematisch. Das Friedensgebet drohte zum Politforum zu mutieren, was neben den genannten Beteiligten natürlich auch den Staat beschäftigte, der über indirekte Kanäle – besonders über inoffizielle Mitarbeiter (IM) der Staatssicherheit, die sich sogar unter den aktiven Pfarrern fanden – Einfluss zu nehmen und die Kontrahenten gegeneinander zu hetzen suchte. Auch offiziell wurde staatlicherseits immer wieder interveniert. Magirius ent-

---

<sup>16</sup> Freunde und Feinde, 168ff. Den Brief zitiert auch *E. Loest*, Nikolaikirche, Leipzig 1995, 371ff. Er spielte in der Krise um den Sommer 1988 herum eine große Rolle.

<sup>17</sup> Freunde und Feinde, 178.

zog Pfarrer Wonneberger die bisherige Koordinierungsfunktion.<sup>18</sup> Die abgemahnten Gruppen protestierten postwendend, weil sie eine Ausgrenzung befürchten mussten. „Unser Anliegen ist es“, so schrieben sie in einem offenen Brief, „in den Gebeten unseren Problemen, unseren Erwartungen an die DDR-Gesellschaft wie auch unserer Stellung zu globalen Problemen ... Ausdruck zu verleihen. Dies möchten wir mit unserer eigenen Sprache, unseren eigenen Gedanken, der Vielfalt unserer Meinung, der Erschütterung und Besorgtheit tun, und das selbstverständlich in der uns eigenen Glaubensform.“<sup>19</sup> Gleich nach der Sommerpause eskalierte der Konflikt, es kam fast zu Handgreiflichkeiten im Kirchenraum. Den Friedensgebeten drohte das Aus.<sup>20</sup> Proteste u.a. des Leipziger Oratorianers Hans-Friedrich Fischer<sup>21</sup>, offene Briefe der Gruppen, die hektographiert während der Montagsgebete verteilt oder draußen auf dem Kirchplatz verlesen wurden, und Bittbriefe von Ausreisewilligen um Fortführung der Friedensgebete in der bisherigen Form ließen die Auseinandersetzungen nicht zur Ruhe kommen. Bis in den Januar 1989 dauerten die Diskussionen, in die auch der evangelische Landesbischof Johannes Hempel eingeschaltet wurde. Dann kristallisierte sich ein Kompromiss heraus, demzufolge die Gruppen wieder die Gestaltung übernehmen dürften, sobald sie einen verantwortlichen Theologen benennen und eine bestimmte Ordnung einhalten. Als zu beachtende Kriterien für Inhalt sowie Art und Weise der Verkündigung wurden evangeliumsgemäße Versöhnungsbereitschaft, Konstruktivität in der Wirklichkeitsbeschreibung und Toleranzbereitschaft gegenüber anderen Gruppen festgelegt. Wilde Propagandamaßnahmen im Kirchenraum seien zu unterlassen. Der nun festgeschriebene Ablauf sah folgende Teile vor und wurde später analog in den anderen Leipziger Kirchen übernommen:

---

<sup>18</sup> Ebd. 181.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Vgl. ebd. 184f. Vgl. hierzu auch *Ch. Dietrich*, in: *Materialien VII* 615-622.

<sup>21</sup> Fischer war seit Anfang der achtziger Jahre katholischer Dekanatsjugendseelsorger in Leipzig. Zu seiner Beteiligung an den Leipziger Friedensgebeten vgl. auch seinen Bericht in: *Materialien VI* 417ff.

1. Begrüßung durch einen Pfarrer der Nikolaigemeinde (zumeist Christian Führer)
2. Lied
3. Schriftlesung. Später wurden an dieser Stelle zusätzlich zum Predigttext jeden Montag die Seligpreisungen der Bergpredigt vorgelesen (so zumeist in der Thomaskirche)
4. Auslegung durch einen ordinierten Pfarrer und der jeweiligen Gruppe unter Verantwortung des Pfarrers. Es folgte eine Meditationsmusik.
5. Fürbittgebet. Das waren u.a. Fürbittzettel, die an Gebetswände in der Kirche befestigt werden konnten und in Auswahl verlesen wurden. Dieser Teil endete mit dem Gebet des Vaterunser und zumeist mit dem Kanon „Dona nobis pacem“, an dem sich alle Teilnehmer die Hände reichten.
6. Informationen und Abkündigungen. Hier konnten auch Resolutionen verlesen werden. Der Informationsteil hatte angesichts einer gezielten Desorientierung durch die staatlichen Medien und der dadurch drohenden „Gerüchteküche“ eine enorm wichtige Funktion. Die evangelische Kirche hatte deshalb zeitweise ein eigenständiges Nachrichtensystem über sogenannte Kontakttelefone aufgebaut.
7. Sendungswort
8. Lied (Am Ausgang wurde zum Schluss oft für Opfer ungerechter Geldbußen gesammelt.)

Damit waren aber längst nicht alle Probleme beseitigt, bot doch diese Ordnung noch genügend Spielräume im guten wie im schlechten Sinn. Ich erinnere mich, dass wir Leipziger katholischen Pfarrer anlässlich einer Krisensitzung bei Bischof Joachim Reinelt in Dresden noch am 2. 10. 1989 uneins waren, ob es sich bei den Friedensgebeten wirklich um Gottesdienste handelt. Andererseits ist mir die intensive Atmosphäre der Solidarität und Ermutigung vieler dieser Versammlungen in bleibender Erinnerung. Der Pfarrer der Nikolaikirche, Christian Führer, kommentierte den Ablauf später wie folgt: „Wir haben unsere Ordnung der Friedensgebete so abgestimmt, dass sie auf Menschen ausgerichtet waren,

die noch nie etwas mit Kirche zu tun hatten, d.h. ganz wenige Lesungen, die immer wieder kamen, ganz wenige Lieder, die immer wieder kamen, ein leicht zu singendes Kyrie zwischen dem Gebetteil, so dass der Mensch, wenn er beim dritten Mal da war, sagt, das kennst du schon, du bist hier ein Stück vom Ganzen, du gehörst hier irgendwie dazu, du bist eingeweiht. Wir haben diese Schwelle so niedrig gehalten, um die Menschen religiös nicht zu überfordern.“<sup>22</sup> Auf diese Weise hörten vielleicht Tausende erstmals die Botschaft der Bergpredigt: „Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben“ (Mt 5,5). Viele sprachen vielleicht das erste Mal in ihrem Leben ein Vaterunser.

### *3. Wären es Friedensgebete? – Das „Wunder von Leipzig“*

Auch die Frage, ob es Friedensgebete waren, richtet sich nicht so sehr auf den je nach Problemlage stark schwankenden Inhalt, sondern auf den Stil der Montagsversammlungen. Die „Wende“ von 1989 war keine gewaltlose Revolution. Der Anfang Oktober von Polizei und Demonstranten verwüstete Dresdner Hauptbahnhof, viele Spruchbänder und Massengesänge und die späteren Handgreiflichkeiten zwischen Wiedervereinigungsgegnern und -befürwortern am Rande der Montagsdemonstrationen zeigen wahrscheinlich nur die Spitze des vorhandenen Gewaltpotentials. Vielleicht ist Leipzig nach dem 9. 10., wie es der Schriftsteller Christoph Hein bei der Großdemonstration am 4. 11. vorschlug, „Heldenstadt“ zu nennen – eine Stadt von sanften Heiligen war sie sicher nicht.

Das „Wunder von Leipzig“ kann diese Ambivalenz vielleicht am besten demonstrieren. Am 25. 9. 1989 hielt der für diesmal zuständige Pfarrer Wonneberger eine Predigt, deren Tragweite ihm wahrscheinlich nicht bewusst war. Durch massive Polizeiaktionen an den vorhergehenden Montagen war die Stimmung entsprechend gespannt. Die Dokumentation

---

<sup>22</sup> K.-D. Opp u.a. (Hgg.), Die volkseigene Revolution, 167f.

dieses Friedensgebetes zeigt das an den Reaktionen der Zuhörer. Nachdem Wonneberger über den Straftatbestand der Nötigung gesprochen hatte und über die Strafen, die einer Privatperson auch in der DDR in einem solchen Fall drohen, fuhr er fort: „Wenn der Staat selbst Gewalt androht oder anwendet, hat er nicht mit einem Strafverfahren zu rechnen (Lachen, Beifall), aber mit den Folgen: (Lachen, Beifall) Wer Gewalt *übt*, mit Gewalt *droht* und sie *anwendet*, wird selbst Opfer der Gewalt. Wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen. Wer die Kalaschnikow nimmt, hat mit einem Kopfschuß zu rechnen. (langer Beifall) (Das ist nicht begrüßenswert, ich finde, das ist einfach so.) Wer eine Handgranate wirft, kann gleich eine Armamputation einkalkulieren. Wer einen Bomber fliegt, erscheint selbst im Fadenkreuz. Wer einen Gummiknüppel schwingt, sollte besser einen Schutzhelm tragen. (langer Beifall) Wer andere blendet, wird selbst blind. Wer andere willkürlich der Freiheit beraubt, hat bald selbst keine Fluchtwege mehr. (Lachen, Beifall) Wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen.“ Und mit Blick auf Jesu Vollmacht fügte Wonneberger hinzu: „Mir ist gegeben alle Gewalt ...<sup>23</sup> ... Und daran bekomme ich Anteil, wenn ich verantwortlich denke, glaubwürdig rede, durchschaubar handle. (Und) dazu lade ich Sie ein, *heute*. Gegenüber solcher Vollmacht sind Stasi-Apparat, Hundertschaften, Hundestaffeln nur Papiertiger. (Beifall) Also: Fürchtet euch nicht! *Wir* können auf Gewalt verzichten.“<sup>23</sup> Das Friedensgebet endete mit konkreten Verhaltensregeln bei Polizeieinsätzen. Anschließend kam es, wie schon gesagt, zur ersten Montagsdemonstration auf dem Ring.

Das Gesagte zog jedoch eigene Kreise, da es von den staatlichen Stellen in ihrem Sinne genutzt wurde. Denn auch hier eskalierte die Spannung. So berichtete die Parteiorganisation einer Volkspolizei-Bereitschaft an ihre übergeordnete Stelle: „Es verstärken sich die Stimmen, daß die Angst vor der Durchführung der Montageeinsätze besonders bei den Wacht-

---

<sup>23</sup> Freunde und Feinde, 419.

meistern wächst. Begründet wird diese Angst mit der Tatsache, daß die Genossen den Demonstranten schutzlos gegenüberstehen und der Umfang der ungesetzlichen Handlungen jeden Montag weiter größere Formen annimmt.“<sup>24</sup> Angesichts einer solchen Befindlichkeit war die Predigt Wonnebergers für die Verantwortlichen das, was sie brauchten. Schon drei Tage danach belehrte ein Parteisekretär die Leipziger Stadtleitung: „Am vergangenen Montag war die Nikolaikirche weit überfüllt. 2000 waren in der Kirche, die Kirchentore mußten geschlossen werden, weil niemand mehr hineinging und weitere 1000 standen auf dem Nikolaiplatz davor. Ein solcher Pfarrer unserer Stadt wie Pfarrer Wonneberger hat sozusagen die Predigt gehalten. Mit solchen Worten – wer den Knüppel nimmt, muß selbst den Helm aufsetzen; wer eine Waffe in die Hand nimmt, muß sich gefallenlassen, in den Kopf geschossen zu werden – werden ganz gleich aus welchen Motiven sie sich dort versammeln, Menschen furchtbar aufgewiegelt und erhalten in der Kirche Verhaltensmaßregeln, wie man sich nach dem Gottesdienst auf dem Nikolaiplatz gegenüber den Genossen der Volkspolizei verhalten muß.“ Der Redner sah „eindeutig eine Orientierung auf Konfrontation“<sup>25</sup>.

Nach der zweiten Ring-Demonstration eine Woche darauf meldete der maßgebliche Chef der SED-Bezirksleitung Leipzig, Helmut Hackenberg, in einem chiffrierten Telegramm an Erich Honecker: „Die politische Arbeit wurde lagebezogen in den Einheiten der Kampfgruppen der Arbeiterklasse mit jedem einzelnen Kämpfer verstärkt. Zahlreiche Stellungnahmen, persönliche Bekenntnisse von Kämpfern, Unterführern und Kommandeuren, in diesen Tagen die verstärkten Angriffe des Gegners im Sinne des Gelöbnisses abzuwehren und eine hohe Bereitschaft zu entwickeln, die Heimat mit der Waffe gegen innere und äußere Feinde zu verteidigen, waren Ausdruck dafür.“<sup>26</sup> Das schwülstige Parteideutsch verbirgt seine

---

<sup>24</sup> Ebd. 431.

<sup>25</sup> Ebd. 430.

<sup>26</sup> Ebd. 437f.

Effektivität. Am selben Dienstag, den 3. 10., wurde Nikolai-kirchen-Pfarrer Führer zugetragen, am Vormittag wäre in einer Armee-Kaserne in Leipzig von einem Politoffizier an Vertreter der Einheiten sinngemäß folgende Information gegeben worden: „Erich Honecker betrachtet Leipzig als das Zentrum der Konterrevolution ... Ziel der Friedensgebete am Montag, 25. 9. 89, sei es gewesen, die Teilnehmer zu einer Straßenschlacht zu provozieren und die Leute von der Teilnahme der Feierlichkeiten zum 7. Oktober abzuhalten.“ Die Information zitiert die entsprechenden Predigtsätze und kommentiert: „Wonneberger habe offen zur Gewalt, zur Einmischung in die staatlichen Angelegenheiten und zur Gewalt/Totschlag gegenüber Sicherheitskräften und der Polizei aufgerufen. ... Aus allem sei die Konsequenz zu ziehen, daß nach dem 7. Oktober harte Maßnahmen zu treffen seien. (Welche, werde noch nicht gesagt.)“<sup>27</sup>

Diese zunächst internen Vorgänge wurden spätestens am Freitag, den 6. 10., öffentlich bekannt. In einem möglicherweise fingierten Leserbrief an die *Leipziger Volkszeitung* drohte ein Kampfgruppenkommandeur: „Wir sind bereit und willens, das von uns mit unserer Hände Arbeit Geschaffene wirksam zu schützen, um diese konterrevolutionären Aktionen endgültig und wirksam zu unterbinden. Wenn es sein muß, mit der Waffe in der Hand!“<sup>28</sup> Die Saat der Gewalt begann aufzugehen. Am folgenden Sonnabend, dem 7. 10. und damit dem 40. Jahrestag der DDR, prügeln um die verschlossene Nikolaikirche herum Polizei und Staatssicherheit hunderte Demonstranten und Unbeteiligte zusammen, ähnliches vollzog sich vor der Berliner Gethsemanekirche und am Dresdner Hauptbahnhof.

Es ist bemerkenswert, dass es wieder ein staatlicher Bericht ist, der verzeichnet, was gleichzeitig in einer Leipziger evange-

---

<sup>27</sup> Ebd. 443.

<sup>28</sup> G. und H. Lorenz, „Chronik der Ereignisse“, in: Die Revolution der Kerzen. Christen in den Umwälzungen der DDR, hrsg. v. J. Swoboda, Wuppertal/Kassel 1990, 7-68, 23.

lischen Kirche geschah. Während eines Gottesdienstes wurden an diesem 7. Oktober sieben Kerzen entzündet:

- „ 1. Kerze: Fürbitte für die Sicherheitsorgane. –
2. Kerze: Fürbitte für die Inhaftierten. –
3. Kerze: Fürbitte für die Umwelt, damit nicht alles abstirbt. –
4. Kerze: Fürbitte für die jungen Soldaten und VP-Kräfte, damit sie nicht wirksam werden müssen, denn sie erleiden auch Qualen – innere und äußere. –
5. Kerze: Fürbitte, daß die Schützenpanzerwagen am Montag nicht zum Einsatz kommen müssen. –
6. Kerze: Fürbitte für die Genossen oben, damit ihnen endlich ein Licht aufgeht. –
7. Kerze: Fürbitte für einen Dialog, denn viele kritische Situationen haben wir schon gemeinsam überstanden.“<sup>29</sup>

In den katholischen Sonntagsgottesdiensten am Tag darauf traten die Lektorinnen und Lektoren ans Ambo und lasen wie überall auf der Welt die Tageslesung aus dem Propheten Habakuk: „Wie lange, Herr, soll ich noch rufen, und du hörst nicht? Ich schreie zu dir: Hilfe, Gewalt! Aber du hilfst nicht. Warum läßt du mich die Macht des Bösen erleben und siehst der Unterdrückung zu? Wohin ich blicke, sehe ich Gewalt und Mißhandlung, erhebt sich Zwietracht und Streit. Der Herr gab mir Antwort und sagte: ... (E)rst zu der bestimmten Zeit trifft ein, was du siehst; aber es drängt zum Ende und ist keine Täuschung; wenn es sich verzögert, so warte darauf; denn es kommt, es kommt und bleibt nicht aus. Sieh her: Wer nicht rechtschaffen ist, schwindet dahin, der Gerechte aber bleibt wegen seiner Treue am Leben“ (Hab 1,2-3; 2,2-4). Und die vorgeschriebene Perikope aus dem Lukasevangelium (Lk 17,5-10) ergänzte mit der Antwort Jesu auf die Bitte der Apostel „Stärke unseren Glauben!“. „Wenn euer Glaube auch nur so groß wäre wie ein Senfkorn ...“. Dass ich noch heute diesen Perikopen<sup>30</sup>

---

<sup>29</sup> Freunde und Feinde, 452.

<sup>30</sup> Ebenso treffend war die zweite Lesung dieses 27. Sonntags im Jahreskreis (Lesejahr C): „Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit. Schä-



nicht ohne große innere Bewegung begegnen kann und dass sie den damaligen Hörern in Leipzig wie ein zweischneidiges Schwert, das in die gespannte Situation fährt (vgl. Apk 1,16), vorgekommen sein muss, soll im folgenden so gut wie möglich verständlich gemacht werden. Recherchen eines Leipziger Historikers zeigen inzwischen die Bedrohung klarer, die damals nur in Umrissen, trotzdem aber deutlich zu erkennen war: „An diesem Tag (dem 9. 10. 1989 – E.T.) sollen allein in Leipzig von den Volkspolizei-Bereitschaften 28 Kompanien mit je 80 Mann im Einsatz gewesen sein, neben Kampfgruppen, Nationaler Volksarmee, Spezialeinheiten und Stasi-Angehörigen.“<sup>31</sup> Was die letzteren betrifft, waren Truppen „in mehrfacher Divisionsstärke, darunter Panzertruppen, in Leipzig sowie einem 50-km-Ring um Leipzig zusammengezogen worden ... Die Luftlandedivision der NVA, die in Lehnin, südwestlich von Berlin stationierte sogenannte ‚Fallschirmjägerdivision‘, war aus Dresden (!) abgezogen worden und stand vom 4. bis zum 20. Oktober auf dem Gelände der Leipziger Olbricht-Kaserne einsatzbereit inmitten der Stadt. Die Truppe war durch eine vierwöchige Ausgangssperre isoliert. Im Gürtel um Leipzig wurden das ‚Wachregiment Feliks Dzierzynski‘ des MfS in mehr als Divisionsstärke in Einsatzbereitschaft gehalten, dazu zwei

---

me dich also nicht, dich zu unserem Herrn zu bekennen, ... sondern leide mit mir für das Evangelium. Gott gibt dazu die Kraft“ (2 Tim 1,6-8.13-14). Auf diese Lesung bezieht sich ein kurzer Hirtenbrief des Dresdner Bischofs Joachim Reinelt vom 6. 10., der an diesem Sonntag u.a. auch in den Leipziger Gemeinden verlesen wurde und zu einem Dialog in kompromissloser Wahrhaftigkeit, zur Offenheit trotz drohender Gewalt und zum ökumenischen Miteinander beim Wirken für diese Ziele aufrief. Vgl. J. Pilvousek (Hg.), Kirchliches Leben im totalitären Staat. Quellentexte aus den Ordinarien, Dokumentenband Teil 2, 1977-1989, Leipzig 1998, 125. – Eine persönliche Anmerkung: Ich lese die damals zu verkündende Evangelien-Perikope mit dem Bild des im Meer wurzelnden Maulbeerbaums heute als prophetische Ankündigung des Glaubensweges der ostdeutschen Kirche in die pluralistische Gesellschaft.

<sup>31</sup> H. Zwahr, Ende, 91. Eine ausführliche Darstellung der Hintergründe und Ereignisse versucht auf der Basis von Interviews und Dokumenten E. Kuhn, Der Tag der Entscheidung, Leipzig, 9. Oktober 1989, Frankfurt am Main 1992, 38-54: Danach waren insgesamt 8.000 Mann im Einsatz.

Bataillone der 9. Panzerdivision aus Eggesin und die 7. Panzerdivision aus Dresden mit etwa 600 Panzern.<sup>32</sup>

Trotzdem wurde anschließend an das Friedensgebet in der Nikolaikirche (die hauptsächlich von dorthin abkommandierten Genossen besetzt war<sup>33</sup> und zwischenzeitlich wegen einer anonymen Bombendrohung geräumt werden musste) und in drei weiteren Kirchen wieder auf den Leipziger Ring demonstriert – 70.000 Teilnehmer gelten als relativ gesicherte Zahl<sup>34</sup>. Der erst später bekannt gewordene polizeiliche Lageplan von diesem Tag vermerkt minutiös: „18.49 Uhr – Im Bereich von Hauptpost vermutlich Formierung eines Demo-Zuges, der sich evtl. in Richtung Hauptbahnhof bewegt. Rufe ‚Gorbi, Gorbi‘, der harte Kern befindet sich derzeit Höhe Jugendmodezentrum. Es werden vereinzelt Kerzen getragen. 18.50 Uhr – Spitze des Demo-Zuges hat Einkaufszentrum erreicht, Absingen der Internationale. ... 19.00 Uhr – Hauptbahnhof von Demo-Zug erreicht. ... 19.15 Uhr – Im Verantwortungsbereich der StVR (wahrscheinlich StVA=Strafvollzugsanstalt) Leipzig einschließlich UHA (Untersuchungshaftanstalt) keine Vorkommnisse. Lage stabil. 19.20 Uhr – Demo-Zug Fußgängerüberweg Fr.-Engels-Platz passiert. ... 19.26 Uhr – Demo-Zug Höhe BV

---

<sup>32</sup> H. Zwahr, „Die Revolution“, 212. Nach I. F. Maximytschew/H.-H. Hertle, Die Maueröffnung. Eine russisch-deutsche Trilogie, in: Deutschland-Archiv 27 (1994) 1137-1158, 1241-1250, waren die nach Leipzig beorderten Fallschirmjäger speziell im Stadt- und Häuserkampf ausgebildet, kamen aber erst im Zusammenhang mit dem 16. 10., der vierten Montagsdemonstration, nach Leipzig; vgl. ebd. 1248; E. Kuhn, Tag der Entscheidung, 154f., anders wieder 53.

<sup>33</sup> Die aufgrund einer Anregung des Leipziger Polizeichefs Gerhard Straßburg hin von Hackenberg abkommandierten 700 Partei-Mitglieder kamen dadurch erstmals mit dem Geschehen in der Nikolaikirche und den Anliegen der oppositionellen Gruppen direkt in Kontakt; vgl. ebd. 48ff. Viele stellten fest, dass die Themen ihre eigenen waren. Pfarrer Führer kommentiert später: „So wurden diese Genossen ... selbst zu einem Friedensfaktor und waren beeindruckt, haben das Friedensgebet nicht nur nicht gestört, sondern sind ein Teil der Andacht dieses Friedensgebetes geworden“ (ebd. 121).

<sup>34</sup> Die Zahlen schwanken zwischen 50.000 (staatliche Stellen) und weit über 120.000 (Schätzungen anhand von Fotos und Vermessungen der Plätze). Die Zahl von 70.000 ist also gemittelt.

(Bezirksverwaltung der Stasi), Sprechchöre – Freiheit für die Inhaftierten. ... 19.55 Uhr – Demo-Zug Spitze in Höhe Hauptpostamt (damit war nach einer Stunde die Stadt einmal umrundet – E.T.), die bekannten Rufe/Sprechchöre ... 20.16 Uhr – Bereich Karl-Marx-Platz/Hauptpostamt erfolgt teilweise Abspaltung in Richtung Johannisplatz – Auflösungscharakter. ... 20.30 Uhr – Auflösung verläuft friedlich im Bereich K.-Marx-Platz ... 20.35 Uhr – Im Bereich Fußgängerüberweg gegenwärtig noch ca. 150 Personen, gegen 20.25 Uhr wurde dort ein Feuerwerkskörper gezündet.<sup>35</sup>

Warum es am 9. Oktober zu diesem Verlauf kam, bei dem trotz der berührten sensiblen Orte – Bahnhof, Staatssicherheitszentrale, Rathaus, Haftanstalt – nicht mehr explodierte als ein Knallkörper, wird wohl nie ganz aufzuhellen sein.<sup>36</sup> Es haben eine unentwirrbare Fülle von Faktoren eingewirkt: Gorbatschows Abwendung von der DDR-Regierung, die ersten Versuche friedlicher Beilegung der Konflikte in Dres-

---

<sup>35</sup> Lageplan der Bezirksdirektion der Volkspolizei Leipzig vom 6. - 9. 10. 1989 (Auszug), in: Zum Herbst '89, 78-93. 92f. Er ist teilweise auch zitiert bei E. Loest, Nikolaikirche, 503.

<sup>36</sup> Einer der sensiblen Punkte war eine Polizeikette, die an den beiden vorhergehenden Montagen den Ring ein Stück vor der Stasizentrale bei dem oben erwähnten Fußgängerüberweg, dem sogenannten „Blauen Wunder“, abriegelte (H.-J. Sievers, Stundenbuch, 54 u. 82) sowie den internen Stasi-Bericht (E. Kuhn, Tag der Entscheidung, 39 u. 46.), am 9. 10. aber plötzlich zurückgezogen wurde, so dass erstmals der gesamte Ring umrundet werden konnte. Diese wahrscheinlich für den gewaltlosen Verlauf entscheidende Maßnahme ist bis heute nicht ganz aufgeklärt. Nach ebd. 127-141 waren die einzelnen Komponenten der Sicherheitskräfte jeweils eigenen Befehlssträngen unterstellt. Berlin, vom amtierenden Leipziger SED-Chef Hackenberg verzweifelt um Entscheidungen gebeten, verhielt sich nach den von Leipzig und Berlin gemeinsam angeordneten martialischen Vorbereitungen plötzlich abwartend (auch wenn Egon Krenz etwas anderes behauptet: E. Krenz, Wenn Mauern fallen. Die Friedliche Revolution. Vorgeschichte – Ablauf – Auswirkungen, Wien 1990, 138). Damit entstand ein Befehlsvakuum, das Hackenberg am Ende der Demonstrationsnacht resigniert kommentierte: „Nu brauchen se auch nicht mehr anzurufen, nu sind se 'rum (um den Ring – E.T.)!“ (E. Kuhn, Tag der Entscheidung, 134). Kurt Meyer, Mitglied der SED-Bezirksleitung und einer der Mitunterzeichner des Gewaltlosigkeitsaufrufs der „Leipziger Sechs“, berichtete in einem Interview: „Als ich am 9. Oktober aus dem Gewandhaus in die Bezirksleitung zurückkam, erlebte ich, wie er (Hackenberg) am Telefon mit

den am Tag zuvor<sup>37</sup>, der Gewaltlosigkeitsaufruf der „Leipziger Sechs“ um den Leiter des Gewandhausorchesters, Kurt Masur, ähnliche Resolutionen verschiedener Bürgerrechtsgruppen, der katholischen Pfarrer der Stadt und des evangelischen Bischofs Hempel, Verhandlungen zwischen Kirche und staatlichen Stellen, vor allem aber der tausendfache Mut derjenigen, welche jeder für sich entschieden hatten, trotz der Todesangst zu demonstrieren<sup>38</sup>, Straßengespräche mit den Bewaffneten, erste Verweigerungen auf deren Seite, Unsicherheit und Kommunikationsmangel zwischen den Machthabern in Berlin und Leipzig usw. Doch angesichts der diffusen Masse von Beteiligten und der Unüberschaubarkeit der Situation war alles möglich. Ein fliegender Pflasterstein oder eine splitternde Scheibe, ein nervöser Offizier oder ein gewalt-

---

den Militärs sprach und immer wieder sagte: Zieht die Kräfte zurück, zieht sie noch weiter zurück, versucht alles, es friedlich zu machen ...“ (Jetzt oder nie – Demokratie. Leipzig 1989, München 1990, 284). Der „Befehl zur Selbstverteidigung und zur Rückziehung der Kräfte“ (E. Kuhn, Tag der Entscheidung, 133) des Leipziger Polizeichefs Straßenburg erfolgte schon 18.25 Uhr (vor Beginn der Demonstration) und steht mit den Ereignissen an der Fußgängerbrücke wohl nur in mittelbarem Zusammenhang.

<sup>37</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Frank Richter in diesem Band!

<sup>38</sup> Eine Frau erinnert sich: „(W)ir hatten uns darauf eingerichtet, daß wir unsere Kinder nicht wiedersehen. Wir haben uns also für alle Zeiten von unseren Kindern verabschiedet, und mit diesem Gefühl sind alle 70 000 Menschen in die Stadt gegangen“ (E. Kuhn, Tag der Entscheidung, 75f.; vgl. 127f.). Die geöffneten Kirchen wurden auch als mögliche Asylorte angesehen; vgl. ebd. 125f. Propst Hanisch wurde am Nachmittag dieses Tages von einer Frau angesprochen: „Sie sind doch Pfarrer. Ich sitze am Fernschreiber. Ich darf nichts sagen, aber ich kenne die Meldungen, die den ganzen Tag kommen. Es wird ganz schrecklich. Tun Sie alles, damit Frauen und Kinder aus dem Stadtzentrum ferngehalten werden“ (H.-J. Sievers, Stundenbuch, 69).

tätiger Demonstrant hätte vielleicht ein Inferno ausgelöst.<sup>39</sup> Es hat wohl ein Engel über der Stadt gestanden.<sup>40</sup>

#### 4. Die mauerüberwindende Kraft des Gebetes

„Es gab keinen Kopf der Revolution. Der Kopf war die Nikolaikirche und der Körper das Stadtzentrum. Es gab nur eine Leitungsebene: montags um 17 Uhr die Nikolaikirche.“<sup>41</sup> So schätzt der Kabarettist Bernd-Lutz Lange, einer der „Leipziger Sechs“, im nachhinein die Zusammenhänge ein. Die soziopolitische Konstellation des Herbstes 1989 dürfte einmalig sein: Noch nie wurde eine Revolution hauptsächlich durch permanent wiederholte friedliche Demonstrationen bewirkt, die dazu auch noch spontan, d.h. ohne definierbare Organisation zustande kamen. Es ist von daher fraglos, dass die Friedensgebete durch ihre drei Komponenten Regelmäßigkeit, Öffentlichkeit und Autonomie der Kommunikation der durch nichts zu ersetzende Kristallisationspunkt und Katalysator für die

---

<sup>39</sup> Eine gute Illustration der Polizeiperspektive gibt A. Voigt, „Gespräch mit Wehrpflichtigen der 5. VP-Bereitschaft Leipzig“, in: Oktober 1989. Wider den Schlaf der Vernunft (Temperamente 1), Berlin 1989, 74-82: „Ich hab mich schon gefragt, was wird sein, wenn der Befehl kommt ‚Schlagstock frei!‘? Ich habe mir vorgenommen, solange ich oder mein Genosse Nebenmann nicht angegriffen werden, tue ich dort nicht reinknüppeln. Wenn der Befehl kommt ‚Platz räumen‘. Natürlich kommt dazu noch die Angst. Wenn jetzt Tausende vor dir stehen und irgendeiner fünf Meter neben dir macht einen Fehler oder dreht durch und da entsteht ein Tumult, da kann man die tausend Mann nicht halten. ... Uns wurde von den Vorgesetzten gesagt, daß unsere Mittel, die wir jetzt haben, also Wasserwerfer usw., nicht mehr ausreichen (gemeint ist der 9. Oktober). Und: Wir stehen immer hinter Euch mit der Schußwaffe zur Sicherung. ‚Wenn es nötig ist, wird auch geschossen.‘ ... Es ist auch vorgekommen, daß Genossen gesagt haben, das geht nicht mehr, die sich bald vor Angst in die Hosen gemacht haben, um das mal so zu sagen“ (ebd. 76. 78. 79).

<sup>40</sup> Pfarrer Führer kommentiert: „Daß keine Seite das Gesicht verloren hat, nicht die Soldaten, nicht die Kampfgruppenangehörigen, nicht die Polizisten, nicht die Genossen der SED, nicht die Leute, die Christen waren, nicht die vielen anderen, die ihre kritische Haltung zum Ausdruck gebracht haben, das ist für mich ein ganz wunderbares Geschehen gewesen“ (E. Kuhn, Tag der Entscheidung, 14f.).

<sup>41</sup> K.-D. Opp u.a., Die volkseigene Revolution, 46.

alternativen Bewegungen und dann für die Demonstrationen und andere Aktionen waren.<sup>42</sup> Nur einige Städte, wo die Demonstrationen nicht direkt von Friedensgebeten ausgingen, machen hier eine Ausnahme.<sup>43</sup>

---

<sup>42</sup> Das gilt sogar für die Armee: So fand (vgl. *H. Zwahr*, „Die Revolution“, 230f.) während der Leipziger Montagsdemonstration am 4. 12. 1989 eine Demonstration im Berliner Stasi-Wachbataillon „Feliks Dzierzynski“ statt – die Soldaten stellten brennende Kerzen vor die Waffenkammern. Weiterhin zeigt sich das in der schon erwähnten Initiative einiger Städte, regelmäßige Friedensgebete überhaupt erst in Gang zu setzen: Zum Herbst '89, 109 (zu Forst); *C. Schlegelmilch*, „Die politische Wende in der DDR am Beispiel der sächsischen Stadt Wurzen“, in: *Die politische „Wende“ 1989/90 in Sachsen*, 117-146, bes. 132 (zu Wurzen); *Anonymus (= B. Winckelmann)*, „Auch in unser Dorf ist die Revolution eingezogen“, *Ethik und Unterricht I* (1990) nr. 1/2, 65-69, 66 (zu Suhl) und 69 (zu Bischofrod bei Suhl); *B. Winckelmann*, „Substanz fürs Neue. Auskünfte aus der gespaltenen Seele eines Volkes“, in: *Ethik und Unterricht I* (1990) nr. 3, 42-47, 47 (zu Halberstadt); *H.-G. Adler*, *Wir sprengen unsere Ketten. Die friedliche Revolution im Eichsfeld. Eine Dokumentation*, Leipzig 1990, 20f. (zu Heiligenstadt). Signifikant ist die Entwicklung in Rostock: „Die Herstellung von Öffentlichkeit und der Anspruch darauf waren auch in Rostock zunächst das zentrale Anliegen der Bürgerbewegungen in der Auseinandersetzung mit den Vertretern der alten Staatsmacht. Wöchentliche Fürbittandachten und regelmäßig stattfindende Informationsveranstaltungen in den Kirchen entwickelten sich Anfang Oktober (1989) zu den ersten Institutionen einer staats- und parteiunabhängigen Öffentlichkeit, die aber zunächst noch auf den Raum der Kirche beschränkt blieb.“ Nach Einschätzung des damaligen Rostocker Pfarrers Joachim Gauck war es schon nach dem dritten Friedensgebet am 19. 10. nur noch „eine Frage der Zeit ..., bis die Menschen auf die Straße gehen würden“ (*L. Probst*, „Unter dem bunten Schmetterling. Zur Geschichte des politischen Umbruchs in Rostock“, in: *Zum Herbst '89*, 139-148, bes. 139).

<sup>43</sup> Das gilt für Berlin, Dresden, Plauen und Arnstadt. Der teils sehr unterschiedliche Verlauf der Wende in den Städten außerhalb Berlins, Dresdens und Leipzigs ist bisher unzureichend dokumentiert und erforscht. In *Arnstadt* begann es mit einem anonymen Flugblatt eines Einzelgängers am 30. 9. 1989 (vgl. *M. Leyh*, „Arnstadt im Herbst 1989“, in: *Zum Herbst '89*, 94-103). In *Dresden* lösten die ab dem 3. /4. 10. 1989 durchfahrenden Züge mit den Botschaftsbesetzern aus Prag, in *Plauen* der Staatsfeiertag am 7. 10. 1989 die wöchentlichen Demonstrationen aus (vgl. *B. Lindner*, *Plauen. „Widerborstige Stadt mit Bürgerstolz und Freiheitssinn“*, in: ebd. 123-138; *Th. Küttler*, „Die Wende in Plauen“, in: *Die politische „Wende“ 1989/90 in Sachsen*, 147-155). Aber auch in diesen Städten gab es Friedensgebete (vgl. ebd. 149f.). Auch auf die organisatorische Mühsal vor der *Berliner* Großdemonstration am 4. 11. 1989, an der mindestens 500 000 Menschen teilnahmen, ist hinzuweisen.

Waren die Friedensgebete insoweit eine „notwendige Bedingung für die Entstehung der spontanen Proteste“<sup>44</sup>, so ist ein darüber hinausgehender Einfluß auf deren Ethik, besonders hinsichtlich des gewaltlosen Verlaufs, zumindest wissenschaftlich nicht nachweisbar. Nach einer einschlägigen Untersuchung gibt es „zwischen den Kirchenmitgliedern auf der einen Seite und der ‚Masse‘ auf der anderen Seite keine statistisch signifikanten Unterschiede“<sup>45</sup>. Mit welchen Argumenten könnte trotzdem eine gesellschaftsverändernde Kraft des Gebetes behauptet werden?

Ich versuche drei Anläufe und orientiere mich dabei an einem Psalmwort: „In meinem Gott überspringe ich Mauern“. Mit guten Gründen lässt sich behaupten, dass durch die Friedensgebete – wenigstens zeitweise – einige Mauern beseitigt wurden: (1.) die zwischen den binnenkirchlichen Aktionen und der Öffentlichkeit, (2.) die zwischen den sehr unterschiedlichen Akteuren in den Kirchen und (3.) vielleicht sogar die Mauer in Berlin. Dass auch zwischenkirchliche Mauern ökumenisch zu bröckeln begannen, zeigen die erwähnten und noch zu berichtenden Einzelheiten, sei aber hier eigens unterstrichen.

*Die Mauern zwischen Kirche und Öffentlichkeit:* Pfarrer Wonneberger erinnerte sich später an die Anfänge<sup>46</sup>: „Mit ihrer Übereinstimmung von Form und Inhalt wurden durch die Friedensgebete Strukturen geschaffen, die es ermöglichten, Horizonte zu erweitern. Ihnen standen dafür urchristliche Elemente zur Verfügung: Klage, Lob, Sammlung, Glaubensbekenntnis, Fürbitte. Die Liturgie im Friedensgebet greift die einzelnen Glieder dieser Kette auf. Zuerst war da die Notwendigkeit, Informationen weiterzugeben, die Anlass zu klagen waren. Das kann in der christlichen Liturgie in Form eines

---

<sup>44</sup> K.-D. Opp u.a., Die volkseigene Revolution, 168.

<sup>45</sup> Ebd. 174.

<sup>46</sup> Der 25. 9. 1989 war wohl der letzte große Auftritt Wonnebergers. Er erlitt am 30. 10. einen Gehirninfrakt und wurde 1991 in den Ruhestand versetzt; vgl. Ch. Wonneberger, „Ich habe immer tun müssen, was ich für richtig hielt“, in: Zum Herbst'89, 192-199.

gesprochenen oder gesungenen Kyrie geschehen: Gott, erbarme dich! Die Klage ist laut geworden und andere stimmen darin ein. Beim Kyrie ist der nächste Schritt, sich mitzuerbaren. Wenn niemand eine Idee hat, wie der beklagte Zustand zu ändern ist, muß man ihn gemeinsam aushalten. Dann bleibt es bei dem gesungenen Kyrie. Es kann aber auch soweit gehen, daß das Kyrie zum Protest führt. Der Protest wird gemeinsam artikuliert, schriftlich festgehalten und an konkrete Adressaten übergeben. Dadurch wird Öffentlichkeit hergestellt. Die Friedensgebete haben die Funktion eines Zwischengliedes zwischen Persönlichem und Öffentlichem. Sie gründen sich tief in der Theologie, führen aber bis zum aktuellen politischen Handeln.“<sup>47</sup>

Die Erinnerung mag hier idealisierend wirken, aber sie markiert die Richtung. Die Friedensgebete waren eine Sphäre, die sich dem Denkhorizont der Machthaber völlig entzog, den Akteuren aber eine Gottesnähe vermittelte und ihnen damit eine moralische Resistenz gab, die Verfolgungen, Verhaftungen und Misshandlungen mutig überstehen ließ und letztlich den Schritt aus den Kirchenmauern heraus ermöglichte. Dass Gott auch auf krummen Zeilen gerade schreiben kann und – die Parallele sei gewagt – nötigenfalls den Zerstreungs-Effekt des Turmbaus zu Babel wiederholt, zeigt die Tatsache, dass es die schon erwähnte Krise bei den Friedensgebeten nach dem Sommer 1988 war, welche die Gruppen verstärkt aus der Kirche in die Öffentlichkeit drängte. Noch einmal sei Bernd-Lutz Lange zitiert: „(E)igentlich ist es ein Wunder, wenn sich da ein paar Leute beginnen in der Nikolaikirche zu versammeln, setzen sich mit 10, 15 Leuten hin, beginnen zu beten für eine Veränderung im Land, und am Schluß ist eine halbe Million auf dem Ring. Also, wenn das nicht ein Wunder ist!“<sup>48</sup>

*Die Mauern innerhalb der Kirche:* Dass sich auch Mauern durch den Kirchenraum zogen, wurde ebenfalls anhand der Krise von 1988 überdeutlich. Zugegebenermaßen etwas holz-

---

<sup>47</sup> Ebd. 195.

<sup>48</sup> E. Kuhn, Tag der Entscheidung, 139.



schnittartig kann man die Kirchenleitungen und die Gruppen als Amt und Charisma oder besser als das integrativ-stabilisierende und befreiend-aufrüttelnde Moment des Christentums gegenüberstellen. Die Gruppen waren kritisch gegen Kirche und Staat, bezogen aber keine deutliche Gegenposition zur Sozialismus-Idee und planten übrigens weder wirklich den Sturz des Regimes noch gar die Wiedervereinigung Deutschlands. Die Kirchenleitungen standen aufgrund der atheistischen Implikationen der Sozialismusidee kritischer gegenüber, billigten aber den staatlichen Ordnungsfunktionen eine relativ hohe Anerkennung zu. Entsprechend wurde mehr auf Verhandlungen und politische Taktik als auf scharfe Rhetorik und symbolische Aktionen gesetzt. Dass die Basisgruppen spätestens gegen Ende der 80er Jahre auch nichtreligiöse Bewegungen vertraten, komplizierte das Verhältnis zu den Kirchenleitungen. Doch reifte – zumindest ansatzweise – das Bewusstsein, aufeinander bezogen zu sein. Die hierarchisch gegliederten und traditionell auf Stabilisierung ausgerichteten Kirchen waren auf den prophetischen Schwung der Gruppen angewiesen; die anarchisch und zentrifugal orientierten Gruppen brauchten den bergenden Kirchenraum, der zugleich eine Gegenöffentlichkeit zum Staat ermöglichte. Insgesamt boten die Kirchen einen treibhausartigen Schutz vor der totalisierenden Egalisierung der sozialistischen Gesellschaft: Viele Reformkräfte der DDR stammen aus evangelischen Pfarrhäusern, und mancher katholische Politiker nach der Wende durchlief zuvor die „Schule der Demokratie“ in Studentengemeinden und Akademikerkreisen.<sup>49</sup>

In den Friedensgebeten rangen die Verantwortlichen der Kirche und die Gruppen um die Kompetenz, die genuine Botschaft des Evangeliums der schwierigen Zuhörerschaft in den Bänken zu vermitteln. Dabei mussten beide Seiten Abstriche

---

<sup>49</sup> Vgl. E. Tiefensee, in: P. Straube, *Katholische Studentengemeinde in der DDR als Ort eines außeruniversitären Studium generale* (Erfurter Theologische Studien 70), Leipzig 1996, 125 Anm. 275. Als Beispiele seien Bundestagspräsident Wolfgang Thierse und die ehemalige Bundesministerin Claudia Nolte genannt.

machen. Dass der Kompromiss tatsächlich gelang, dürfte auch eine Frucht des Gebetes selbst gewesen sein. Die professionellen Verkündiger erlebten, dass die von ihnen gewählte Weise, das Evangelium zu vermitteln, offenbar weit hinter den Bemühungen der Gruppen zurückblieb; die Gruppen, die ihre Verkündigung in offenen Gruppenprozessen entwickelten, mussten erkennen, dass die von ihnen vermittelte Atmosphäre oft wenig meditativ und gemeinschaftsfördernd war und dass auch selten theologische Meisterwerke zustande kamen.

Der dadurch angestoßene Lernprozess wird von Bischof Hempel unter dem frischen Eindruck der Ereignisse resümiert: „Noch in den ersten Oktobertagen habe ich eine wirkliche ‚Wende‘ im politischen System unseres Landes für unmöglich gehalten.“ Er bekennt, er habe „abwartend-nüchtern auf einige derjenigen Pfarrer und Mitarbeiter geschaut, die politisch weiter vorstießen und riskanter formulierten. ... Diese Erfahrung, dass politisch bezogene Gottesdienste echte Gottesdienste sein können und dass sie zu den substantiellen Möglichkeiten lutherischer Kirche gehören, ist für mich ecclesiologisch ein Gewinn der turbulenten letzten Monate.“<sup>50</sup>

---

<sup>50</sup> Hempels Adventsbrief 1989 ist teilweise zitiert in: Untersuchungen zu den Friedensgebeten und den Montagsdemonstrationen. Leipzig im Oktober, hrsg. v. W.-J. Grabner u.a., 45. Ein ähnlich freimütiges „Schuldkenntnis“ stammt von Georg Sterzinsky, dem damals neuernannten katholischen Bischof von Berlin, der Anfang 1990 vor der Synode der Evangelischen Kirche gestand: „Wir werden noch viel überlegen müssen, worin eigentlich unser Versagen auf katholischer Seite bestanden hat. Die Erkenntnis ist noch nicht gereift. Das Bekenntnis ist noch nicht ausgesprochen. Wir haben nicht zu hoffen gewagt, daß Demonstrationen, Willensbekundungen und Willensäußerungen zu einem Erfolg führen könnten. Wir haben deshalb bedauerlicherweise uns sehr zurückgehalten und viel zu wenig an den Vorbereitungen des Neuaufbruchs beteiligt“ (in: IBM – Pressestelle der Berliner Bischofskonferenz Nr. 4/1990). Sterzinsky hat diese Äußerung anlässlich seines 60. Geburtstags wiederholt (vgl. eine Mitteilung in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 9. Februar 1996, 6.). Es ist bemerkenswert, dass die Friedensgebete in der Aufzählung fehlen. Dementsprechend mussten sich die Mitglieder der Berliner Bischofskonferenz die Kritik einer renommierten Leipziger Stimme, des Neutestamentlers Wolfgang Trilling, anhören, in ihrem Hirtenbrief zum Jahreswechsel 1989 komme Gott nur einmal „in der blassen, zudem gut katholischen Wendung ‚mit der Hilfe Gottes‘“ vor; es fehlte „der Blick auf

*Die Berliner Mauer:* Die Behauptung einer direkten Wirkung der Montagsversammlungen als Gebet auf die Ereignisse des 9. November 1989 fällt natürlich endgültig aus dem Rahmen wissenschaftlicher Analyse. Doch ist diese Grenzüberschreitung folgerichtig: Dass der Tanz auf der Berliner Mauer mit dem Ruf „Wahnsinn“ begleitet wurde, signalisiert eine horizontverändernde und lebensweltübergreifende Erfahrung, die adäquat zu reflektieren keine Wissenschaft in der Lage sein dürfte. Deshalb sei dieser Vorstoß gewagt. Ich selbst erinnere mich an das Friedensgebet am 18. 9. 1989, dem dritten nach der Sommerpause<sup>51</sup>. Seit dem Beginn der regelmäßigen Montagsgebete waren nun genau sieben Jahre vergangen. Die Nikolaikirche, in der sich etwa 1.800 Menschen versammelt hatten, glich einer von Polizeikräften belagerten Festung. Die Woche zuvor hatte es hohe Geldstrafen für Gottesdienstteilnehmer gehagelt. Die diesmal zuständige katholische Gruppe aus Leipzig-Grünau wählte als Lesung die Erstürmung Jerichos (Jos 6,1-21), und der Dominikanerpater Bernhard Venzke begann seine Predigt mit den Worten: „Also schnappen wir uns Posaunen und blasen alle Mauern weg? Die Geschichte so zu sehen wäre einfältig und dumm, und der Erfolg ließe ziemlich lange auf sich warten.“<sup>52</sup> Anschließend sang die Gruppe zur Ermutigung und auch Entspannung mit den Teilnehmern unter rhythmischem Stampfen und Klatschen ein Lied des DDR-bekanntem evangelischen Liedermachers Gerhard Schöne, dessen Kehrsvers sich im nachhinein als prophetischer Text erweisen sollte: „Alles muß klein beginnen, / laß etwas Zeit verrinnen, / es muß nur Kraft gewinnen, / und endlich ist es groß.“ Es war das letzte Friedensgebet ohne Demonstrationen auf dem Ring, die, wie schon

---

Gott, das Staunen über sein Walten und der Dank für diesen gewaltfreien Verlauf der Revolution“ (E.-A. Jauch, „Widerspruch gegen Hirtenbrief der DDR-Bischöfe. Leipziger Priester kritisiert Mangel an ökumenischer Brüderlichkeit“, in: Der Tagesspiegel, 8. 2. 1990).

<sup>51</sup> Das erste Friedensgebet hatte am 4. 9. während der Leipziger Messe stattgefunden und war angesichts der zahlreichen ausländischen Beobachter relativ wenig behindert worden, das zweite fand am 11. 9. statt.

<sup>52</sup> *Dona nobis pacem*, hrsg. v. G. Hanisch u.a., 20.

erwähnt, eine Woche darauf einsetzen. Die Erstürmung Jerichos kam später noch einmal zur Sprache. „Sind wir wach, oder träumen wir das alles nur?“, begann am Montag nach der Maueröffnung der evangelische Prediger Christoph Kähler. „Als ich mich wieder fassen konnte, fiel mir eine alte biblische Geschichte ein: Sieben Tage – so erzählt es das Alte Testament – sieben Tage zog Josua mit seinem Volk um die Mauern von Jericho. Als am siebenten Tag die Posaunen bliesen, fielen die Mauern ein – wie von selbst. Ein Wunder! Sieben Montage zogen die Leipziger um die Stadt und riefen ‚Wir sind das Volk‘, dann fiel die Mauer – wie von selbst, aber – Gott sei Dank – ohne Gewalt. Das ist als friedliche Revolution – ein Wunder. Unglaublich für uns alle, die es mitgemacht, gesehen und gehört haben.“<sup>53</sup> Kähler hatte richtig gezählt: Es waren bis zum 9. November, dem Tag der Maueröffnung, genau sieben Demonstrationen auf dem Leipziger Stadtring. Die diesen vorausgehende und den Fall der Mauer unwissentlich ankündigende Dominikanerpredigt kannte er wohl nicht.

Karl Barths Feststellung: „Wenn Gott zum Menschen redet, so zeichnet sich dieses Geschehen nie und nirgends so vom übrigen Geschehen ab, daß es nicht sofort auch als ein Teil dieses übrigen Geschehens interpretiert werden könnte“<sup>54</sup>, behält hoffentlich Unrecht. Mir zeigt sich in der „Wahnsinns“-Erfahrung des 9. November eine eigentümliche Logik, in der Irrationalität dieses Ereignisses erscheint mir eine andere Rationalität. So gesehen übermittelt die Maueröffnung eine vielschichtige Botschaft, die angesichts der notwendigen praktischen Bewältigung dieses Geschehnisses in Vergessenheit zu geraten droht. Nicht nur das Ereignis als solches, auch sein ‚zufälliges‘ Datum 9. November<sup>55</sup> – dieser mehrfach befrachtete

---

<sup>53</sup> Ebd. 118.

<sup>54</sup> K. Barth, *Die kirchliche Dogmatik I/1*, Zürich 1975, 171.

<sup>55</sup> Die Maueröffnung – wenn sie überhaupt in dieser Weise gedacht war – sollte erst am 10. November stattfinden, was selbst Krenz, der sich gern als souveräner Akteur in den Herbstereignissen 1989 präsentiert, in einem Kommentar zur berühmten, den Sturm auf die Berliner Mauer auslösenden Äußerung Schabowskis auf der Pressekonferenz vom 9. November

Tag der deutschen Historie –, verweist auf einen Tiefen-Text, der in diese Geschichte eingeschrieben ist, erst noch zu entschlüsseln wäre und wohl die Überschrift trägt: „Die unvollendete Befreiung“ (H. Falcke).

---

zugibt: „Die Welt nahm zur Kenntnis, was sie eigentlich erst am nächsten Tag erfahren sollte. ... Binnen kürzester Zeit geschah etwas, was niemand vorausgesehen hatte. ... So wurde der 9. November eher zufällig ein Datum der Weltgeschichte“ (E. Krenz, Wenn Mauern fallen, 182f.). So kann man mit guten Gründen behaupten, dass nicht die DDR-Regierung, sondern das Volk die Grenzen geöffnet hat. Dass Krenz am Tag darauf am liebsten alles rückgängig gemacht hätte, deutet er (ebd. 185) nur zart an: „Deshalb besprach ich mit dem Sekretär des Nationalen Verteidigungsrates, Fritz Streletz, die Lage und bat ihn, Maßnahmen vorzubereiten, mit denen wir friedlich auf eventuelle außergewöhnliche Situationen reagieren konnten.“ Diese Maßnahmen waren der Befehl „Erhöhte Gefechtsbereitschaft“, offenbar mit dem Ziel, die Grenzen baldmöglichst wieder zu schließen. „Bis zum Abend des 10. November, als die Sowjetunion militärische Aktionen eindeutig ablehnte, waren alle Maßnahmen denkbar“. ... Die Vorstellung, was hätte passieren können, ist ein weiterer Grund, das bekannte Happy-End aufs neue zu bewundern“ (M. E. Sarotte, „Drehbuch für kein Happy-End. Wie gefährlich waren die Pläne der NVA nach dem Mauerfall?“, in: *Die ZEIT*, 10. November 1995, 10). „Das ist das Basiswunder der deutschen Wiedervereinigung: Es fiel kein Schuß, kein einziger. Und das, obwohl es unter den unzähligen Bewaffneten auch Trunkenbolde gab, Fanatiker, Verrückte, Desperados, Gemütsarme Männer ohne jede Furcht und solche mit sehr viel Angst; Männer, bereit zum letzten Gefecht“ (H. Halter, „Am Rande des Bürgerkriegs“, in: *Der Spiegel*, 2. Oktober 1995, 40-63, 42).